

Mareike Teigeler

Affekt

„Der Affekt ist kein Übergang von einem Erlebniszustand in einen anderen, sondern das Nicht-menschlich-Werden des Menschen. Ahab ahmt nicht Moby Dick nach, und Penthesilea mimt keine Hündin: Das ist keine Nachahmung, keine erlebte Sympathie und auch keine imaginäre Identifikation (...) Dabei verwandelt sich nicht das eine in das andere, sondern etwas passiert von einem zum anderen. Dieses Etwas kann nur als Empfindung präzisiert werden“¹.

Diese Passage aus Deleuzes Buch „Was ist Philosophie?“ bringt auf den Punkt, dass Affekte nicht auf ein affiziertes Subjekt zurückgeführt werden können. Affekte sind keine Gefühle oder Schwankungen des Gemüts, die im einzelnen Subjekt zu verorten wären. Affekte gehen über einen gefühlten Erlebniszustand hinaus. Sie entstehen, wenn etwas wahrgenommen wird, das sich nicht in die eigene, subjektiv vertraute Gefühlspalette einordnen lässt.

Affekte als das Nicht-menschlich-Werden des Menschen durchstoßen den Bezug des Menschen zu und auf sich selbst, sie markieren eine Lücke innerhalb der eigenen Narration, die durch jene Erlebniszustände gekennzeichnet ist, sich aus ihnen speist. Für Deleuze stellt der Affekt die Verbindung her, die das Selbstsein an seine eigene Unwahrnehmbarkeit bindet und so das Paradox der Aufgabe von Selbstbezug aufhebt.

Deleuze geht es darum, das das Erleben überragende Leben dort, wo es gefangen ist, zu befreien. Die Aufdeckung des Lebens als freies Spiel der Affekte korrespondiert mit Macht- und Kontrollformen, die dieses Spiel immer wieder kanalisieren, ihm einen repräsentativen Ausdruck verleihen. Vor dem Hintergrund, dass diese Gestaltung der Affekte im Rahmen aktueller Kontrollformen selbst ein freiheitliches Aussehen annimmt, soll die Deleuz'sche Form der freien Kräfte einem kontrollgesellschaftlichen Begriff derselben gegenübergestellt werden.

Subjektives Erleben erscheint Deleuze als Einengung des Lebens, dessen, des Lebens Individuation er demnach auch von der Individuation eines Subjekts, „das dieses Leben führt oder erträgt“ unterscheidet. Im Fokus steht nicht das subjektiv erlebte Leben, sondern *ein*

¹ Deleuze, Gilles/Guattari, Felix (2000): *Was ist Philosophie?* Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 204

Leben, das sich selbst zur Geltung bringt. Dieses sich zur Geltung bringen des einen Lebens kann sich Deleuze zufolge nur auf einer Ebene reiner Immanenz vollziehen, auf der es nur Geschwindigkeiten und Affekte gibt. Die Aufdeckung jener Ebene, das „vom Ganzen der Welt affiziert zu werden“² beschreibt sein, an Spinoza orientiertes Anliegen. „Vom Ganzen der Welt affiziert zu werden“ löst das Denken und Empfinden von der subjektiven Einordnung eines empfundenen Objektes. Affekte, das Affizieren und affiziert werden meinen hier vielmehr den „Strom wechselseitigen Austausches“³, die Aktualisierung von Potenzen als singuläre Verkettung unterschiedlicher Vermögen. Der fließende Strom sich stets neu ordnender Zustände, die nicht der vermeintlich richtigen, sondern einer Vielzahl kurzlebiger Ideen entspringen, fasst die Möglichkeit einer Neuordnung in einer Art und Weise, die etwas nicht besser, schlechter, größer oder kleiner werden lässt, sondern eine Neuordnung herbeiführt, die für sich stehende Vollkommenheit im Sinne einer ereignishaft verstandenen Realität ausdrückt. Ein Individuum ist in diesem Sinne keine Substanz, sondern entfaltet sich vielmehr unter dem Einfluss von Affekten, indem es sich abermals und immer wieder eine Geburt verschafft. Affekte werden nicht als etwas aufgefasst, das gegenständlich bezogen und subjektiv erlebt werden kann, sondern sind, wie Marc Röllli feststellt, vielmehr einzigartig, da sie nur und ausschließlich in Affekten erfahren werden. Mit diesem ich- und objektlosen Status der Affektivität wird eine virtuelle Ebene sichtbar, die den Gestaltungsakten der Repräsentation zugrunde liegt. Affekte brechen in bestimmten Situationen herein, sie affizieren, d.h. ereignen sich, bevor sie in einem Subjekt oder Objekt vermittelt werden. Sie aktualisieren sich selbst, widerfahren dem Subjekt, erschüttern oder überschreiten es, ohne im Sinne einer bewussten Erfahrung wahrgenommen werden zu können. Es gibt keine abstrakten Bedingungen, die die Affekte im Sinne einer Affektion, einer erlebten Erfahrung erst ermöglichen würden. Stattdessen ermöglicht sich die Erfahrung selbst und kann deshalb nicht nachvollzogen, eingeordnet, oder in Bezug gesetzt werden. Um sich dem Ereignis als würdig zu erweisen, müssen diese sich selbst aktualisierenden, vorreflexiven Erfahrungsformen als Wahrnehmungsüberforderung mitgedacht werden, indem das Denken einer steten Aktualisierung ausgesetzt wird. Es geht darum, sich der unausweichlichen Bewegung zu überlassen und dementsprechend aus ihr heraus neu geboren zu werden, d.h. innerhalb der Bewegung zu einer feineren, einer Mikro-

² Deleuze, Gilles (1988): *Spinoza. Praktische Philosophie*. Berlin: Merve, S. 159

³ Deleuze, Gilles (2007): *Differenz und Wiederholung*. München: Wilhelm Fink, S. 309

Wahrnehmung animiert zu werden⁴. Deleuze, so Gesa Ziemer, fordert demnach „eine Begriffarbeit, die auf spezifischen Empfindungen basiert, welche aber aufgrund eines Einflusses von Außen die Grenzen der sinnlichen Wahrnehmungsfähigkeit aufzeigen. (...) Man wird von den Empfindungen überfallen und braucht Aufmerksamkeit (...), diese emanzipatorisch zu nutzen“⁵. Die emanzipatorische Nutzung der Empfindungen, die Erschaffung einer Mikro-Wahrnehmung als Form der Individuation in einem freien Strom der Intensitäten beinhaltet Deleuze zufolge die Möglichkeit zur Veränderung bestehender Umstände. Während sich die Affekte auf einer virtuellen Ebene permanent selbst aktualisieren, werden diese Aktualisierungen auf der Ebene der Repräsentation durch Schichten und Zonen des Macht/Wissens festgelegt bzw. vorgegeben. Emanzipation entsteht, wenn dieses Feld von unten her aufgebrochen wird, wenn es gelingt „Ströme fließen [zu] lassen, unter den sozialen Codierungen, die sie kanalisieren oder blockieren wollen“⁶. Die fließenden Ströme sind also schon da, sie sind durch gesellschaftliche Setzungen allerdings blockiert, d.h. in ihrem Aktualisierungsverlauf von Mächten erfasst, die ihnen eine repräsentative Gestalt verleihen und somit die immanente Ebene, die dieser Identifizierung vorausliegt, versperren. Neuerfindung, Emanzipation würde hier also die Möglichkeit bezeichnen, den Sinn, der durch die abstrakte Logik der Repräsentation hergestellt wurde, durch den konkreten Sinn des Gebrauchs zu demontieren, indem es gelingt, die Zusammenhänge und Verkettungen, die unterhalb der Repräsentationen stattfinden, aufzudecken, d.h. sie zur Geltung kommen zu lassen.

Im Übergang zur Kontrollgesellschaft erschwert sich die Möglichkeit, Emanzipation dadurch zu erreichen, die festgeschriebenen gesellschaftlichen Norm- und Anerkennungsstrukturen zu durchbrechen. So argumentiert Rölli, dass ein Minoritär-Werden den Zugang zu den „immanenten gesellschaftlichen Kräften und Strömen“ bieten kann, da „die Minoritäten [in] der Gesellschaft nicht angemessen repräsentiert [werden]: sie fallen durch ihre großflächigen Anerkennungsstrukturen hindurch“⁷. Norm ist mit Auftauchen des flexiblen Normalismus jedoch nicht mehr ausschließlich durch ihre vorschreibende Eigenschaft gekennzeichnet, sondern vielmehr eine empirische Gegebenheit, die dem „normalen“ Verhal-

⁴ Vgl.: Deleuze, Gilles/Guattari, Felix (1992): *Tausend Plateaus*. Berlin: Merve, S. 33

⁵ Ziemer, Gesa (2008): *Verletzbare Orte. Entwurf einer praktischen Ästhetik*. Zürich/Berlin: diaphanes, S. 23/24

⁶ Deleuze, Gilles (1993): *Unterhandlungen. 1972 – 1990*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 34

⁷ Rölli, Marc (2006): „Gilles Deleuze: Kultur und Gegenkultur“. In: Moebius, Stephan/Quadflieg, Dirk (Hrsg.): *Kulturtheorien der Gegenwart – Heterotopien der Theorie*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 30 – 41, S. 39

ten der Individuen selbst entspringt. Norm aktualisiert sich scheinbar selbst und bietet demnach keine großflächigen Anerkennungsstrukturen, sondern vielmehr kurzzeitige, sich stets neu ordnende, flexible Normalitätsbestimmungen. Anstatt das Normale und deren Abweichung durch eine anfangs gesetzte Norm zu bestimmen und zu kennzeichnen, leitet sich die Norm im flexiblen Normalismus aus der Untersuchung der Normalitäten der Menschen selbst ab. Sie ist nicht mehr Effekt a priori gesetzter Vorschriften, sondern a posteriori konstituierter Tatbestand, Ergebnis massenhaften Verhaltens oder Wollens und seiner statistischen Erhebung⁸. Während sich das Normale und das Anormale im ersten Fall erst unter Bezug auf eine gesetzte Norm ermitteln lassen, fungieren sie das andere Mal als Basis einer Normsetzung. Normsetzung im Kontext des flexiblen Normalismus ist demnach zunächst nicht qualitativ messbar, nicht Ausdruck einer äußerlichen moralischen Wertung, sondern vielmehr ein Kontinuum, auf dem sich verschiebbare Punkte befinden. Folglich kann die Normalitätsgrenze nur semantisch-symbolisch markiert werden. Es entstehen dynamische Verteilungen, die veränderbar sind und den Individuen, so Anne Waldschmidt Statuswechsel von ›normal‹ zu ›anormal‹ und umgekehrt (...) ermöglichen⁹. Die Norm ist allein relational bestimmt und nach oben hin offen. Obwohl oder gerade weil Normalität nicht in Form einer äußeren Dressur ausgeübt, sondern von den Individuen selbst hergestellt wird, stimuliert sie den Einzelnen, sich im Rahmen seiner permanenten Selbstverortung auf den gesellschaftlichen Normalkurven zu optimieren. Im Modell des flexiblen Normalismus ist jeder Beobachter aller anderen und von allen anderen beobachtet. Es steht nicht mehr im Vordergrund, den Menschen als ein normales gesellschaftliches Wesen zu formen, sondern vielmehr, die Differenzen zwischen den unterschiedlichen Handlungen der Einzelnen durch die Einzelnen selbst zum Vorschein zu bringen. Es verbreitet sich, so Deleuze eine unhintergehbare Rivalität als heilsamer Wetteifer und ausgezeichnete Motivation, die die Individuen zueinander in Gegensatz bringt. Während dieser Gegensatz in einer mit protonormalistischen Formen agierenden Machtform durch Aktualisierungsstrukturen festgelegt wird, die Macht ausüben, indem sie dasjenige, das sich der vorgegebenen Norm nicht fügt, exkludieren, wird er nun scheinbar freiheitlich, in Rekurs auf die eigenen Potentiale ermittelt. Das Wegfallen der starren Bindungen an protonormalistische Normen, der Verzicht auf Selbstverortung auf Dauer eröffnet dem nun scheinbar freien Selbst neue Möglichkeiten dafür, sich selbst Sinnhorizonte zu schaffen, um selbstbestimmt leben zu

⁸ Vgl.: Waldschmidt, Anne (2004): „Normalität“. In: Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hrsg.): *Glossar der Gegenwart*. Frankfurt am Main. Suhrkamp, S. 190 – 196, S. 192

⁹ Ebd.: S. 193

können. Die direkte, unvermittelte Lebensgestaltung kommt ohne festen Ort und beständigen Lauf der Dinge aus. Sie zeichnet sich vielmehr durch situative Aufmerksamkeiten und Flexibilität aus, durch ständigen Wandel. Zusammenhänge, Kohärenzen finden ungeplant statt, aus ihnen ergibt sich möglicher Weise etwas neues, etwas Innovatives. Die Ortlosigkeit und Vergänglichkeit, die die fehlenden normativen Einrahmungen des Lebens mit sich bringen schaffen demnach im Umkehrschluss Innovation durch Mobilität und sich aus der Mobilität ergebende, ungeahnte Zusammenschlüsse. Diese stattfindenden, ungeahnten Zusammenschlüsse sind nicht auf Langfristigkeit angelegt, ihr gemeinsames Funktionieren ist eher ein Projekt denn ein Lebensentwurf, befreit von den Ketten einer festgelegten Norm. Entweder die Verbindungen funktionieren oder sie funktionieren nicht und werden wieder verlassen. Man spricht von Synergieeffekten, die eine Steigerung der Effizienz in der Umsetzung eigener Potentiale versprechen, eine Erhöhung der Leistungsfähigkeit ermöglichen.

Aufgrund der differenziellen Eigenart der Kontrolle, findet Funktionieren zunächst, ganz gleich, ob es an eine globale Strategie gebunden ist, die es auf seine Effizienz, auf seine ökonomische Nutzbarmachung hin wahrnehmbar werden lässt, oder, ob es einen emanzipatorischen Entwurf im Sinne eines Anderswerdens darstellt im Bereich des Virtuellen statt. Kontrolle agiert darüber, das freie Spiel der Kräfte in seiner ereignishaften Form an ein Bedürfnis nach eigener Leistungsfähigkeit zu binden, durch das die Kräfte und Affekte in einer bestimmten Art und Weise aktualisiert werden. Kontrolle lässt vielfältige Formen des affektiven Funktionierens zu bzw. inszeniert diese, indem mit diesen das gleichzeitige subjektive Bedürfnis korrespondiert, sich zu optimieren. Die subjektive Bewandnis wird durch die ereignishaften Arrangements also nicht aufgelöst oder überschritten, sondern an ein freiheitliches Aussehen gebunden, das Selbstbestimmung verspricht. Subversion lässt sich demnach nicht als Ausspielen affektiver Kräfte gegen vorgegebene Formen der Subjektivierung bezeichnen, sondern muss als Ausspielen dieser Kräfte gegen die eigene Selbstinszenierung derselben verstanden werden.

Rölli zufolge ist die hierfür notwendige immanente Form affektiver Zusammenschlüsse immer schon vorhanden, die Machtverhältnisse der Kontrolle genügen sich nicht selbst. Wie auch immer sich eine Situation also präsentiert, welche Bewandnis auch immer sie herzustellen versucht, sie bleibt ein Praxiszusammenhang, der in seiner immanenten, unendlichen Bewegung das Überschreiten des subjektiven Bezugs primär in sich trägt. Wird

diese Wahrnehmungsüberforderung zugelassen, ist es mit der eigenen Bewandnis zwar aus, die Blockaden der affektiven Ströme werden jedoch sicht- und damit auch kritisierbar.